Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (2021)

Heft: 1: Richesse : reflets des 5es Journées suisses d'histoire = Reichtum : Einblicke in die 5. Schweizerischen Geschichtstage

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allgemeine Buchbesprechungen
Comptes rendus généraux

Marco Polli-Schönborn
Kooperation, Konfrontation, Disruption
Frühneuzeitliche Herrschaft in der alten Eidgenossenschaft vor und während des Leventiner Protests von 1754/55
Basel, Schwabe, 2020, 410 S., Fr. 58.–

Italienisch ist bekanntlich die dritte Landessprache der Schweiz. Dennoch ist die Zahl der Forschenden, die sich an Deutschschweizer Universitäten mit der Geschichte des Tessins oder Italiens beschäftigen, eher übersichtlich. Einen wesentlichen Beitrag zu diesem Forschungsfeld leistet die Arbeit von Marco Polli-Schönborn. In seinem rund 400-seitigen Buch untersucht der Autor den Aufstand der Leventiner gegen Uri und stützt sich dabei einerseits auf die Studien von Tessiner Kolleginnen und Kollegen und andererseits auf eigene archivalische Forschungsarbeiten. Im Tessin ist der Leventiner Protest von 1754/55 längst ein Thema, und zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und auch Gedenktage zeugen davon. Doch war die Tessiner Forschung lange Zeit von einer gewissen einseitigen Schuldzuweisung an die Urner Obrigkeit geprägt. Zudem gibt es, wie Marco Polli-Schönborn darlegt, ein Quellenproblem: Nach dem Einmarsch der eidgenössischen Interventionstruppen im Jahre 1755 und dem Verkünden der harten Urteile gegen die Leventiner (darunter drei Todesurteile gegen «Rädelsführer») nahmen die Urner auch Teile der Bestände des Archivs von Faido mit nach Altdorf, wo sie wohl im Jahre 1799 beim verheerenden Dorfbrand dem Feuer zum Opfer fielen. Der Autor der vorliegenden Studie verzagte nicht und wich auf benachbarte kleinere Tessiner Archive aus, ebenso forschte er im Urner Staatsarchiv in Altdorf.

Die Leventina mit ihrem Talhauptort Faido genoss im 18. Jahrhundert bemerkenswerte Freiheiten und eine gewisse Autonomie von Uri. Damit war im Jahre 1755 nach der Niederlage im Konflikt Schluss. Darunter litten nicht nur der «gemeine Mann» (und die «gemeine Frau»), sondern auch die schmale Leventiner Elite, welche die prestigereichen hohen Talämter weitestgehend auf sich vereinigt hatte und den Urner «Häuptern» oft klientelistisch verbunden war. Gemeinsame Interessen am Solddienst verbanden die Eliten der beiden Täler. Zudem investierten Urner «Herren» Geld in der Leventina. Auch der in Faido residierende Urner Landvogt war auf eine Kooperation mit dieser einheimischen Elite angewiesen. Das vielleicht stärkste Urner Herrschaftsinstrument war das sogenannte Syndikat, das unter anderem Kontrolle über die Finanzen ausübte, niemals lange im Südtal weilte und sich so eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte.

Die ungefähr 7500 Leventinerinnen und Leventiner glaubten sich also in einer ziemlich starken Position, als sie im Jahre 1754 einem neuen Urner Vormundschaftsgesetz die Annahme verweigerten. Die Urner Obrigkeit stellte Missbräuche im Leventiner Vormundschaftswesen fest und wollte diese Mängel auf dem Gesetzesweg beheben. Marco Polli-Schönborns Quellenarbeit bestätigt solche Missbräuche. Unbeantwortet bleibt dennoch die Frage, ob unter dem Deckmantel der «guten Policey» nicht auch eine Herr-

schaftsintensivierung angestrebt wurde. Diese Frage drängte sich dem Rezensenten unmittelbar auf. Zwar hatten die Urner kein stehendes Heer und keine ausgebaute Verwaltung zur Verfügung, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Sie setzten aber diplomatischen Druck auf und sprachen sich mit den eidgenössischen Mitorten ab. Die Situation eskalierte zum offenen Protest. In einem eigenen, spannenden und gut geschriebenen Kapitel («Narratio») legt der Autor der Studie diese Eskalationsdynamik offen. Konflikte funktionieren jedoch nicht immer nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung. Unvorhergesehenes, Unabwägbares tritt hinzu. Der Rezensent hätte sich hier und da bei «Knotenpunkten» (nach dem französischen Historiker Pierre Rosanvallon) des Konflikts weitere Analysen in Gestalt von «dichten Beschreibungen» (Clifford Geertz) gewünscht, vor allem von Ritualen, falls es solche gegeben hat. Denn Revolten erfordern vermehrt Kommunikation innerhalb der Untertanenschaft, und Rituale stellen eine solche intensivierte Kommunikation sicher. Darauf hat Andreas Suter in seiner wegweisenden Studie zum Bauernkrieg von 1653 hingewiesen.

Insgesamt ist Marco Polli-Schönborns Buch ein wichtiger Mosaikstein in der schweizerischen Unruheforschung der frühen Neuzeit, um die es seit Peter Blickles Emeritierung von dessen Berner Lehrstuhl merkwürdig ruhig geworden ist. Das lesenswerte Buch füllt eine echte Forschungslücke und mahnt an, zukünftig auch frühneuzeitliche Herrschaftsmodelle weniger dichotomisch zu denken.

Fabian Brändle (Zürich)

Martin Schaffner
Furcht vor dem Volk

Basel, Schwabe, 2020, 188 S., Fr. 36.–

Die neun Aufsätze von Martin Schaffner, emeritierter Professor der Universität Basel, sind mit Ausnahme der neu entstandenen Einleitung allesamt zwischen 1998 und 2013 in verschiedenen Publikationen erschienen und besprechen unterschiedliche Facetten des Themenkomplexes Volk, Macht und Demokratie. Seine Methode ist stets dieselbe, eine zutiefst philologische: «Gefordert ist darum immer eine Mehrfachlektüre der Texte, in denen ‹das Volk› und seine Macht beschrieben werden. Eine erste Lesestrategie muss auf die Sprachlichkeit, auf Rhetorik und Semantik, gerichtet sein, eine zweite auf die Suche nach den Spuren, welche Machtverhältnisse und Konflikte hinterlassen haben. Eine dritte Leseweise besteht in der schwierigen Suche nach dem, was zwischen den Zeilen steht, was mitgedacht und mitgemeint, aber nicht ausdividiert, was ausgespart wird.» (14) Schaffner ist überzeugt, dass die politische Sprache nie unschuldig ist. Er versteht seine Beiträge als Plädoyers für die historische Dimension jeder Debatte über Demokratie. Diese Dimension ist nicht nur in Bezug auf die Geschichte der Demokratie, sondern gerade auch für deren Zukunft notwendig: «Wer heute ein zukunftsfähiges politisches Programm entwerfen will, darf nicht ungeprüft die Sprachregelungen des 19. oder 18. Jahrhunderts übernehmen, sonst läuft er oder sie Gefahr, eine gegenwartsbezogene Agenda zu verfehlen und nicht wirksam kommunizieren zu können, mit gravierenden Folgen.» (10) Seine Anliegen kann Schaffner exemplarisch deutlich machen. In der Einleitung zeigt Schaffner an den Beispielen von Maurice Joly (*Dialogue aux enfers*, 1864) und Adam Ferguson (An *Essay on the History of Civil Society*,

1767), wie sich die verschiedenen Konzeptionen von Volk und Bürger gegenüberstehen. Die «Furcht vor dem Volk» meint, so Schaffner, nicht eine Emotion, sondern eine semantische Figur. Das Interesse bezieht sich auf die Verknüpfung der Begriffe Furcht und Volk, die sich im politischen Diskurs oft begleiten.
Wie mehrdeutig der Begriff Volk jedoch verwendet wird, legt der Autor im ersten Kapitel dar, das den Titel des Buches «Furcht vor dem Volk» durch ein Fragezeichen ergänzt. Darin greift Schaffner auf drei Beispiele aus der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts zurück, je eines aus Frankreich, der Schweiz und Irland. Die darin zum Vorschein kommenden verschiedenen «Völker» werden dadurch geeint, dass sie stets personalisiert werden und somit als eine Figur auftreten. Dieser Figur wird ein Wille zugeschrieben. Oft ist in den historischen Texten vom Volk in der dritten Person die Rede. Darin ist eine Dialektik angelegt, «die mit ein Grund dafür ist, dass sich die ‹Furcht vor dem Volk› nicht bannen lässt» (49).
Im zweiten Aufsatz des Hefts, «Rousseau und Condorcet über das Volk in der Französischen Revolution», will Schaffner zeigen, dass «die grundsätzliche Differenz zwischen den Gerechtigkeitskonzeptionen» der beiden Philosophen «auch für ihr Verständnis der Demokratie gilt» (52). Neben der Kultfigur der französischen Revolution, Jean-Jacques Rousseau, hat der Marquis de Condorcet keine Chance, eine revolutionäre Erfolgsfigur abzugeben. Dabei hatte er einen demokratiephilosophisch interessanten Text vorgelegt, *Le véritable et le faux ami du peuple* (1790 oder 1791), in dem er seine Vorstellungen von Repräsentation ausführte und dem Volk die guten Bürger mit auf den Weg gab. Gewählte Vertreter, in stetem Kontakt mit dem Volk, festigten die Demokratie. Das stand gegen das Volk von Rousseau als homogenen und souveränen Körper, der keine Vertreter braucht. Schaffner hält es mit dem indischen Wirtschaftsphilosophen Amartya Sen (*Die Idee der Gerechtigkeit*, 2010), dass wohl das Condorcet'sche Modell tauglicher ist, als die ideale Demokratie nach Rousseau anzustreben.
Der längste Beitrag der Aufsatzsammlung handelt von der direkten Demokratie und trägt den Untertitel «Alles für das Volk – alles durch das Volk». Dieser Beitrag, der wohl nicht ganz zufällig im Zentrum von Schaffners Aufsatzsammlung steht, ist als beredtes Plädoyer für die Bedeutung und den Wert des politischen Systems der Schweiz zu verstehen. Der Autor rekonstruiert die «Knoten» (69) der Demokratiegeschichte im 19. Jahrhundert, bis mit der Verfassung von 1874 die Entstehungsgeschichte der direkten Demokratie endet: Die Verfassungsrevisionen von 1830/31, die Welle der Volksbewegungen 1839 bis 1841 und die demokratische Bewegung der 1860er-Jahre. «Hier kreuzen und verbinden sich mikro- und makrogeschichtliche Perspektiven, lokale Reminiszenzen und der Diskurs der Geschichte überhaupt.» (70) Im Brennpunkt steht «das Volk, seine Aspirationen, Postulate, Aktionen und nicht zuletzt seine Gestalt als symbolische Repräsentationsfigur» (70). Schaffner sensibilisiert ferner dafür, dass auch die Materialität des Volksbegehrens und nicht nur die staatsrechtliche Dimension bei der Durchsetzung der Volksrechte eine Rolle spielte. Besonders am Beispiel der demokratischen Bewegung manifestiert sich, dass die viel bemühte fortschrittsoptimistische und deterministische Dichotomie konservativ/fortschrittlich der ambivalenten historischen Entwicklung nicht gerecht wird.
Im Kapitel «Krise der Demokratie» weitet Schaffner das Krisenverständnis aus und zeigt, wie die Krise der Demokratie immer auch eine Krise der Demokratiegeschichte ist. Obwohl die historische De-

mokratieforschung in den 1950er-Jahren einen hoffnungsvollen Anfang nahm, habe sich kaum etwas davon in den aktuellen politischen Debatten festgesetzt. Noch immer gelte die Rede vom schweizerischen Sonderweg. Dabei wären eine transnationale und multiperspektivische Sicht angezeigt. Diskursgeschichtliche Überlegungen täten ebenso not wie sprach- und politikphilosophische. Auch aus der aktuellen politischen Praxis ergäben sich interessante Fragestellungen. Es wird in Zukunft nur eine sinnvolle Debatte geben, wenn die Schweiz an der weltweiten Diskussion teilnimmt und sich dem Austausch über historische Erfahrungen und Ideen innerhalb und ausserhalb Europas nicht verschliesst.

Schaffners Beitrag über den Bericht der Devon-Commission von 1845 setzte die Themenliste fort. Dieser Bericht sollte dem Parlament in London Aufschluss über die Landfrage in Irland liefern und Verbesserungsvorschläge unterbreiten. Denn der Kern der irischen Frage bestand für die Politiker in der Agrarproblematik: zu wenig Ertrag, zu alte Methoden und Spannungen zwischen Besitzern und Pächtern. Eine Reform des Pachtrecht sollte zur Mitte des 19. Jahrhunderts Abhilfe schaffen. Der Aufwand der Befragung war gross: ungefähr 1100 Befragungen, vier Bände Bericht. Der Umgang mit dieser reichen Datenlage weist Schaffner als grossen Kenner historischer Methodik und Leseweisen aus. Dieser Beitrag stellt den Leser*innen den Wert der mikrohistorischen Analyse vor Augen: Sie liest die Quellen gegen den modernisierungstheoretischen Strich und ist so in der Lage, die Vielfalt der Konflikte der damaligen Herrschaftspraxis zu beleuchten.

Auf den Umgang und die Auswertung von umfangreichem Datenmaterial folgt die minutiös rekonstruierte Fallgeschichte des Coiffeurs Ernst B. aus Basel um 1900, der «sozial abgestiegen, wirtschaftlich verarmt und krank geworden war» (163). Die Behandlung seiner auffälligen Verhaltensweisen durch die Behörden (Ehegericht, Strafgericht, Notariate, psychiatrische Kliniken) produzierten eine facettenreiche Fallgeschichte, die einerseits die Verrechtlichung und die hohe bürokratische Effizienz der staatlichen Verwaltung zur Jahrhundertwende zeigt. Anderseits ermöglicht die sorgfältige Analyse des reichen Textmaterials über «das auffällige Reden und Handeln» (156) von Ernst B., den Inhalt der Dossiers heute anders wahrzunehmen als damals. Aus den verschiedenen Lektüren und den sich offenbarenden Sichtweisen lässt sich das Postulat der Dialogizität anschaulich begründen, und vor allem zeigt sich, wie wichtig als Korrektiv die Selbstsicht des Ernst B. in seinem «Rapport» ist, wenn man ihn ernst nimmt, ihm «seine Mündigkeit nicht abspricht» (161). Dialogizität meint «ein Hin und Her zwischen Leser und Text» (160), «eine Haltung, welche die Distanz zum Text und seinem Verfasser nicht verliert, sondern sich der eigenen Denkbewegungen und Interpretationshorizonte bewusst bleibt» (161).

Über die Auseinandersetzung um den zu Unrecht verurteilten Offizier Alfred Dreyfus erörtert Schaffner die Entstehung der Figur des «Intellektuellen» (168). Im Vordergrund des Kapitels steht Emile Zolas Versuch, mit seinem Artikel «J'accuse» in der Zeitung *L'Aurore* vom 13. Januar 1898 Öffentlichkeit für diesen Fall herzustellen. Die dadurch erfolgte Provokation mündete in ein Zivilverfahren gegen Zola, das auch dazu diente, die Lügen rund um das Dreyfus-Urteil zu entlarven. Die Figur des Intellektuellen, so Schaffner, charakterisieren literarische Kompetenz in Recht und Politik, Engagement und Zivilcourage. Er wird getragen von der wissenschaftlichen Suche nach der Wahrheit und von Transdisziplinarität. Im Fall Dreyfus meldeten sich nicht nur Schriftsteller,

Geistes- und Sozialwissenschaftler, sondern auch Naturwissenschaftler zu Wort. Sie alle suchten und fanden Gehör. Für Schaffner ist der Intellektuelle auch heute noch, in einer Zeit, in der «der Experte» (174) mehr Beachtung findet, eine attraktive Figur.

Im letzten Beitrag ist es Schaffner darum zu tun, die historiografische Verbindung von Religion und Gewalt kritisch zu hinterfragen. Am Beispiel der französischen Historiografie um 1900 zeigt er, dass das Schema der Religionskriege im 16. Jahrhundert ein Konstrukt der laizistischen Geschichtsschreibung ist, die diese Konflikte als religiöse Auseinandersetzungen einer vergangenen Zeit präsentiert und damit zum «Vehikel ideologischer Interessen, die wenig mit Religion, aber viel mit der Entstehung des modernen Nationalstaates zu tun hatten» (179), wird. Genauso den Zielen nationaler Geschichtsschreibung untergeordnet ist die Darstellung des irischen Osteraufstandes von 1916. Allerdings wird nicht mehr direkt der Kampf der Religionen bemüht, aber über Begriffe wie Blutopfer und Märtyrertum eine «quasireligiöse Botschaft» (183) übermittelt und damit die Rechtfertigung von Glauben und Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung aufrechterhalten. Diese Diskussion, von wem Gewalt ausgeht und wer das Recht zur Gewaltanwendung hat, ändert daran nichts. Nur die «Anerkennung von Differenz» (185), in deren Rahmen alle Bekenntnisse zu Wort kommen, kann dies ändern.

Die Aufsätze sind nach wie vor aktuell und bilden eine erstaunliche Einheit, die man so nicht unbedingt erwartet. Dass man die Texte aus verschiedenen Zeitabschnitten und Gegenden alle mit dem Volk-und-Furcht-Brennglas liest, ist enorm spannend und ermöglicht ausgesprochen anregende Erkenntnisse.

Martin Leuenberger (Basel)

Peter-Paul Bänziger
Die Moderne als Erlebnis
Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft 1840–1940

Göttingen, Wallstein, 2020, 452 S., Fr. 51.90 (Hardback)

Tagebücher gehören zu den meistgenutzten Quellen der kulturhistorischen Forschung. Ihr Vorzug gegenüber anderen Selbstzeugnissen liegt darin, dass sie nicht so narrativ geglättet sind wie die allermeisten Autobiografien und im Unterschied zu Briefen nur selten die Erwartungen von Adressat*innen antizipieren. Nachdem die wichtigsten Studien der letzten fünfzehn Jahre behandelt haben, wie sich Subjekte in das stalinistische (Jochen Hellbeck) beziehungsweise nationalsozialistische (Janosch Steuwer) Regime einschrieben oder als Juden ihre mörderische Ausgrenzung wahrnahmen (Alexandra Garbarini), richtet Peter-Paul Bänziger den Blick auf den Zeitraum von 1840 bis 1930, wobei sein eigentlicher Schwerpunkt auf den Jahrzehnten ab etwa 1880 liegt. Es geht ihm dabei nicht so sehr darum, wie sich politische Umbrüche in Tagebüchern niederschlugen, sondern um den Zusammenhang von Subjektivität, Konsum und Arbeit. Sein Ansatz lässt sich vor der Folie der in Deutschland bis heute prominenten Bürgertumsforschung verstehen, die mit dem Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert immer Schwierigkeiten hatte. Dies lag am idealtypischen Vorgehen der Gesellschaftsgeschichte Bielefelder Provenienz und ihrem entsprechend unterentwickelten Interesse an lebensweltlicher Komplexität. Es hatte auch mit starken normativen Vorannahmen zu tun, die eher die politische Bewertung als die historisierende Interpretation von Texten nahelegten. Beides zusammen lief dann, sofern das 20. Jahrhundert überhaupt einbezogen wurde, auf Varianten der These von der «Auflösung» oder des «Verrats» «des» deutschen Bürgertums vor 1933 hinaus.

Bänziger ist an solchen nationalhistorischen Fragen kaum interessiert. Seine Intervention in eine inzwischen weitgehend zum Erliegen gekommene Debatte besteht in einer Kritik der Verbürgerlichungsthese, also der Annahme, bürgerliche Werte und Praktiken hätten sich im 20. Jahrhundert über ihre ursprünglichen Trägergruppen hinaus verbreitet. Des Weiteren setzt er sich mit der jüngeren Historiografie zu Arbeit und Konsum auseinander, an der ihn stört, dass sie beide Vergesellschaftungsformen getrennt betrachte oder von einer Ablösung der Arbeits- durch die Konsumgesellschaft ausgehe. Das sind zwei gewichtige Einwände. Bänzigers alternative These erschliesst sich auf den ersten Blick nicht ganz, was in ihrer Mehrstufigkeit begründet liegt. Immer noch verkürzt wiedergegeben argumentiert er, dass die von ihm untersuchten Frauen und Männer erstens bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert Arbeit und Freizeit im Familienverband sahen und im Lichte der Tugenden des Fleisses und der Mässigung bewerteten. Zweitens begannen sie um die Wende zum 20. Jahrhundert beide als eigenständige Lebensbereiche zu erfahren und voneinander zu unterscheiden. Drittens verbanden sie dabei Arbeit mit individueller Leistung, welche dann die ökonomischen Voraussetzungen für den Konsum sichern sollte, und verorteten sich gleichzeitig in den neuen Orientierungsrahmen von Nation, Betrieb und Kleinfamilie. Viertens entwickelten sie im Zuge dessen eine neue Subjektkultur, die sich in assoziativeren, die eigenen Erlebnisse in den Mittelpunkt rückenden Tagebüchern niederschlug.

In methodischer Hinsicht bietet Bänziger eine Alternative zur idealtypisch und grossflächig vorgehenden Gesellschaftsgeschichte, indem er eine flexible Begrifflichkeit verwendet, kulturelle Verschiebungen genau analysiert und sich auf die Textualität der Tagebücher einlässt, die er in verschiedenen deutschen und österreichischen Archiven konsultiert hat. Die subtilen und ausführlichen Quelleninterpretationen machen einen wesentlichen Reiz des Buches aus. Man würdigt sie am besten, indem man sich eine sinnierende Lektüre gönnt. Das steht natürlich in einem gewissen Spannungsverhältnis zu Bänzigers Perspektive auf die Moderne. Denn die Betriebsamkeit und Erlebnisorientierung, die er für die Jahrzehnte um 1900 hervorhebt, haben mit rund einem Jahrhundert Verspätung auch die Geisteswissenschaftler*innen erfasst, von denen sich nicht wenige der siebzehnjährigen Berlinerin anschliessen, die 1929 schrieb: «ich lese nicht, ich hab ja gar keine Zeit dazu!!» (379). Wer sich trotz allem, was vermeintlich dringlicher ist, die nötige Zeit nimmt, kann neben vielem anderem erfahren, wie im frühen 20. Jahrhundert ein Leipziger Handelsvertreter mit seiner zukünftigen Ehefrau Theatervorstellungen besuchte, Sonntagsausflüge unternahm und Weihnachtsgeschenke austauschte, zwei Druckergesellen durch Süd- und Mitteldeutschland wanderten und sich unterwegs durch den Verzehr einer Maggisuppe stärkten, während sich eine niederösterreichische Textilarbeiterin «furchtbar selbständig und erhaben» vorkam, als sie in einer württembergischen Fabrik anfing, bevor sie nach Antwerpen zog und dort den Anblick von «Menschen aus allen möglichen Ländern» genoss (Kap. IV).

Wie diese Beispiele zeigen, besteht ein wesentlicher Erkenntnisgewinn des Buches darin, dass es auf die soziale Vielfalt des Tagebuchschreibens aufmerksam macht. Bürgerliche Diaristik, die das Individuum selbstbiografisch konturierte, Bezüge zu übergeordneten Werten herstellte und oft den Krisenmodus bemühte, wird von Bänziger ernstgenommen, aber eben bloss als eine Form unter anderen behandelt. Damit relativiert sich auch die oft

vorgenommene Engführung von Individualität und Bürgerlichkeit. Denn als sich die Schreibenden schliesslich individualistischer definierten als ihre biedermeierlich anmutende Vorgängergeneration, nämlich losgelöst von Familienzusammenhang und Tugenddenken, waren sie bereits in die nachbürgerliche Gesellschaft eingetreten. In ihrem Leistungsbewusstsein und Vergnügungsdrang lassen sich Industriearbeiter und Angestellte, im markanten Gegensatz zur Verbürgerlichungsthese, als Pioniere dieser Entwicklung verstehen. Arbeit und Konsum zu separieren, war insofern selbst das Produkt einer bestimmten historischen Periode, die jedoch beides wieder in eine übergreifende, erlebnisorientierte Subjektkultur einbettete. Beispielhaft hierfür steht ein Kartograf, der 1903 aus dem niederschlesischen Glogau nach Berlin zog, dort dank eines guten Gehalts am «rege[n] Leben» in Warenhäusern, an Sportveranstaltungen und Theateraufführungen teilnehmen konnte – und das alles öfters «spaßig» fand (266).
Titel und Untertitel des Buches legen eine kritische Nachfrage nahe. Denn aus ihnen geht – im Gegensatz zu den genannten, durchaus auch als solchen erfolgreichen Büchern von Hellbeck, Steuwer und Garbarini – nicht hervor, dass es sich primär um eine Studie zu Tagebüchern handelt. Stattdessen wird eine «Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft» beansprucht, was das Problem aufwirft, wie sich von der diaristischen Praxis auf eine ganze Gesellschaftsformation schliessen lässt. Bänziger ist sich dessen natürlich bewusst; er bietet deshalb Kontextinformationen zu seinen Quellen, skizziert zwischendurch grössere Entwicklungen und rekonstruiert zeitgenössische Normen über kirchliche und wissenschaftliche Publikationen sowie illustrierte Zeitschriften. Dennoch bleiben Einwände hinsichtlich Repräsentativität und Verallgemeinerbarkeit.
Fruchtbarer, als auf solchen Einwänden zu insistieren, scheint mir jedoch die weitere Reflexion über Rolle und Position der Tagebuchschreibenden innerhalb der zeitgenössischen Gesellschaft und auch, um den näher am eigentlichen Untersuchungsgegenstand liegenden Begriff zu verwenden, in ihrer Subjektkultur. Der dominierende Eindruck ist, dass diese teilnehmend beobachteten, aber vor allem räumlich mobil agierten und sich unternehmungslustig ins Getümmel stürzten – was, wie Bänziger konzediert, auch an der Jugendliche sowie jüngere Frauen und Männer privilegierenden Quellenauswahl liegen mag. Zu gesellschaftlichen Gestaltungsambitionen neigten sie eher nicht und folglich auch nicht zu tiefen persönlichen Enttäuschungen oder allgemeinen Krisendiagnosen. Das unterschied sie nicht nur von vielen bürgerlichen Stimmen, sondern auch von einem Sonderling wie dem vom amerikanischen Deutschlandhistoriker Peter Fritzsche porträtierten Angestellten Franz Göll, der sich in seinen Tagebüchern von Degenerationsängsten geplagt zeigte (um dann wieder in seinen Haushaltsbüchern als lebensfroher Konsument im Berlin der 1920er-Jahre zu erscheinen). Aber natürlich gab es auch «unterhalb» des Bürgertums Menschen, welche die politischen und ideellen Auseinandersetzungen mit Arbeit und Konsum in den Jahrzehnten um 1900, von der Sozialdemokratie über die Lebensreform bis hin zum Radikalnationalismus, stärker auf die eigene Existenz bezogen, als es hier – mit einer Ausnahme – den Anschein hat.
Dieser Eindruck führt wieder zurück zur Frage nach der Besonderheit eines Textgenres, das nun einmal auf das eigene Selbst und dessen Umgebung gerichtet ist. Das schliesst natürlich politische Äusserungen nicht aus, aber diese spielen gemeinhin eine eher untergeordnete Rolle, sofern nicht diktatorische Regime oder totale Kriege zur Positionierung zwingen.

Die Subjekte, die hier im Vordergrund stehen, bewegten sich in einem Raum irgendwo zwischen den zahlreichen Menschen, die mit markanten persönlichen Standpunkten oder als Teil kollektiver Bewegungen die Öffentlichkeit suchten, und den noch assoziativer denkenden Antihelden des literarischen Modernismus. Aber genau dieser Zwischenraum ist wichtig, weil er vor einer Überschätzung nicht nur der bürgerlichen Selbstthematisierung, sondern auch politischer Umbrüche und avantgardistischer Zeitwahrnehmungen bewahrt. Folgt man Peter-Paul Bänziger, waren unauffällige, auf ihr abendliches Vergnügen ebenso wie ihr persönliches Fortkommen konzentrierte Subjekte entscheidend für die parallele Entstehung der Arbeits- und Konsumgesellschaft, wie sie uns bis heute umgibt und prägt. Sie scheinen, auch wenn dieses Argument implizit bleibt, nicht nur strukturellen Veränderungen ausgesetzt gewesen zu sein, sondern selbst strukturbildend gewirkt zu haben. Darüber lohnt sich weiter zu diskutieren.

Moritz Föllmer (Amsterdam)

Christof Dejung, David Motadel, Jürgen Osterhammel (Hg.)
The Global Bourgeoisie
The Rise of the Middle Classes in the Age of Empire

Princeton, Oxford, Princeton University Press, 2019, 375 S., $ 99.95 / £ 82.00

Am Ende der Lektüre fragt man sich: War das nun eine Globalisierung der deutschen Bürgertumsforschung oder eine Verdeutschung der Globalgeschichte des Bürgertums? Ich tendiere zu Letzterem, stimme den Lobpreisungen von Dipesh Chakrabarty, Sven Beckert und Tomas Piketty auf der Rückseite des Bandes aber zu: «radical», «great promise», «A must-read».

Wie Christof Dejung, David Motadel und Jürgen Osterhammel in ihrer elegant geschriebenen Einleitung darlegen, geht es in ihrem Band um nichts weniger als um die Zusammenführung von Sozial- und Globalgeschichte. Der Fokus liegt auf den sozialen Formationen, die im 19. Jahrhundert entstehen und in europäischen und nordamerikanischen Kontexten wahlweise als Bürgertum, Bourgeoisie oder «middle classes», in nichtwestlichen Kontexten meistens jedoch relativ diffus als Eliten bezeichnet wurden. Diese dichotomisierende und hierarchisierende Begrifflichkeit aus der Blütezeit der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts will «The Global Bourgeoisie» vermeiden. Die Herausgeber verwenden «Bourgeoisie» und «middle classes» stattdessen pragmatisch und synonym (13). Damit sollen sowohl nationale Nabelschauen als auch der eurozentrische Glaube an die Einzigartigkeit europäischer Geschichte überwunden werden. Zum Programm der globalen Sozialgeschichte gehöre es daher, sowohl die Verflechtungen in der Genese dieser sozialen Formationen zu analysieren als auch mittels vergleichender Methoden ihre je eigenen Spezifika zu eruieren. Was zeichnet diese sozialen Formationen aus? Die Herausgeber nennen zwei Merkmalsbündel: In sozialer Hinsicht unterschieden sie sich sowohl von einer Aristokratie mit Grossgrundbesitz und vererbbaren Machtansprüchen als auch von «peasants and working classes below» (8). Objektiv hatten diese Gruppen, zu denen Professoren in Wien, Industrielle in New York oder Lehrer an der afrikanischen Westküste zählten, wenig gemeinsam. Was sie zusammenhielt, war das zweite Merkmalsbündel: eine spezifische Kultur, die sich in einer patriarchalen Geschlechterordnung, einer Affinität zu Kunst, Wissenschaft und Bildung sowie spezifischen Formen des Essens, der Kleidung und der allgemeinen Lebensführung äusserte, mit

der sich diese Gruppen nach «oben» und «unten» abgrenzen konnten.
Die Paradoxie dieser an sich sehr plausiblen Definition von Bourgeoisie und «middle classes» liegt darin, dass sie tief in einer europäischen – präziser: deutschsprachigen – Theorietradition verwurzelt ist. Nicht nur die Herausgeber, auch zahlreiche AutorInnen der Fallstudien finden ihre theoretische Inspiration nicht etwa bei asiatischen, afrikanischen oder indigenen Denkerinnen und Denkern, sondern bei Karl Marx und Max Weber. Die Begriffe Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum sind, kursiv gesetzt, die am häufigsten verwendeten Fremdwörter im englischen Band. Hier schleicht sich also die deutsche Sozialgeschichte wieder in die Globalgeschichte ein und vermählt sich mit der angloamerikanischen Academia. Zwölf der 16 Autorinnen und Autoren forschen in Regionen, die aus dem British Empire hervorgingen, vier im deutschsprachigen Europa. Nichteuropäische oder amerikanische Forschungsliteratur ist eine Rarität in den Fussnoten. Nichtenglische europäische Literatur ist zwar etwas häufiger (Verweise auf Elisabeth Joris, Albert Tanner, Andreas Zangger oder mich hätten etliche Passagen zur Schweiz sicherlich bereichert), im Grossen und Ganzen geht es aber um eine Debatte, die von den prestigeträchtigen *university presses* in den USA und in Grossbritannien kuratiert wird. Nicht nur in der AutorInnenschaft, sondern auch im Untersuchungsbereich sind das katholische Europa und seine ehemaligen Kolonialreiche sowie Ost- und Südosteuropa stark unterrepräsentiert. Die bürgerlich-protestantischen Paradefälle der Niederlande (mit ihrem riesigen Reich in Südostasien und der Karibik) und in Skandinavien fehlen ebenfalls. Pointiert gesagt ist der Band also eine Auseinandersetzung zwischen Forschenden aus den nordatlantischen akademischen Metropolen der Gegenwart mit ihren Vorläufern aus dem imperialen 19. Jahrhundert: deutsche Sozialtheorie vermählt sich mit angloamerikanischem *storytelling*. Alle Beiträge brechen grosse Thesen und pointierte Argumente auf gut bis sehr gut geschriebene 20 Seiten herunter. Das macht den Band zum «must-read», weil er nicht nur eine äusserst anregende Tour d'Horizon der Sozialgeschichten des Iran, der USA, der Karibik, Ostafrikas, Indiens, Japans, des Osmanischen Reichs, des deutschsprachigen Europa, Lateinamerikas, Russlands und Chinas offeriert. Er macht auch plastisch, wie diese Geschichten stets miteinander verflochten waren. Viele Beiträge weisen ausserdem den Weg in neue Forschungsfelder. H. E. Chebabis Analyse der bürgerlichen Herkunft grosser Teile der iranischen Diaspora in Europa und den USA macht etwa deutlich, weshalb «class» stärker in die Migrationsgeschichte einzubeziehen ist. David Motadel zeigt am Beispiel der iranischen Diaspora in Berlin in der Zwischenkriegszeit die Produktivität dieses Ansatzes auf. Marcus Gräsers Skizze der strukturellen Widersprüche zwischen ländlichen US-amerikanischen «middle classes» und gehobeneren, international vernetzten «Bourgeoisies» in den Küstenstädten mit ihren je unterschiedlichen Beziehungen zur Sklavenökonomie im 19. Jahrhundert wirft ein helles Licht auf die Gegenwart der USA. Eine kulturgeschichtliche Perle ist Utsa Rays Analyse der Herausbildung einer bürgerlichen, kosmopolitischen Küche unter höheren Kasten im kolonialen Indien. Sie diskutiert ihren Fall anhand eines Rezeptbuches einer bengalischen Köchin und bringt damit auch die in diesem Band insgesamt vernachlässigte geschlechtergeschichtliche Perspektive zur Geltung. Nicht zuletzt aus Schweizer Optik inspirierend sind die Beiträge von Emma Hunter und David S. Parker. Hunter diskutiert anhand der Publizistik afrikanischer Autoren in Missionszeitschriften im kolonialen Ostafrika

die Frage, inwiefern diese einen sozialen und diskursiven Raum für eine «bürgerliche Öffentlichkeit» schufen. Die noch stets zu wenig genutzten grossen Archive der schweizerischen Missionsgesellschaften bieten viel Material, um diese These kritisch weiterzuverfolgen. Parkers Analyse der Selbstabwertung katholischer Mittelschichten in Lateinamerika, die ihre Länder durch Nachholen einer protestantischen europäischen Moderne in die Zukunft zu führen versuchten, wirft neue Fragen nach der Rolle schweizerischer Handelsgesellschaften in dieser Region auf. Sie gehörten im 19. Jahrhundert hinter den Briten, Deutschen und Amerikanern oft zu den drittgrössten Handelskolonien in der Region.

Der Band offeriert nicht nur inspirierende Fallstudien, sondern auch verschiedene theoretische Modellierungen einer globalen Bourgeoisie. Am originellsten ist der Vorschlag von Alison Bashford: Was alle Mittelklassen weltweit miteinander verbunden habe und bis heute zusammenbinde, sei das Know-how der Geburtenkontrolle. Sie ermögliche sozialen Aufstieg, Teilhabe am globalen Kapitalismus und kulturelle Distinktion gegenüber kinderreichen Armen und «anderen». Padraic X. Scanlan versucht Bürgerlichkeit im britischen Empire aus der Verwaltungspraxis auf den karibischen Sklavenplantagen herzuleiten. Der hohe Abstraktionsgrad erschwert allerdings die Nachvollziehbarkeit der Argumentation.

Die dritte Theoretisierung ist etwas komplexer. Sie stammt aus der Feder von Kris Manjapra und Richard Drayton. Beide argumentieren strukturfunktionalistisch. Zu fragen sei also nicht primär nach der Genese bürgerlicher Gruppen in verschiedenen Teilen der Welt und wie sie sich grenzüberschreitend miteinander verflochten haben. Zu fragen sei vielmehr nach den Strukturen, die ihre Genese ermöglichten. Manjapra und Drayton verweisen beide auf die ökonomische Integration der Welt in der frühen Neuzeit. Sie eröffnete weltweit neue Möglichkeiten für soziale Gruppen mit spezifischer Expertise, aus Stände- oder Kastenstrukturen auszubrechen. Manjapra nennt diese Gruppen «service providers». Als Buchhalter, Juristen, Reisende, Statistiker, Söldner, Übersetzer, Logistiker, Ingenieure oder Manager hätten sie das Wissen und die Kompetenzen herausgebildet, um die Reichtümer und Gesellschaften der Welt zu quantifizieren, zu operationalisieren, zu versichern, zu verschiffen, aufzubewahren, zu erobern, zu managen oder zu disziplinieren. Diese «service providers» seien zwar im Dienst von Imperien gestanden, hätten mit ihrem Tun jedoch die Grenzen dieser Imperien zugleich stets überschritten und so eine transimperiale Globalität erschaffen. Drayton erinnert daran, dass das europäische Bürgertum anfänglich nur eine von zahlreichen Gruppen gewesen sei, die aus den Nischen neuer Weltmärkte herauswuchsen. Ab etwa 1850 hätten die europäischen Mittelklassen jedoch so viel Macht erworben, dass sie ihre Interessen und ihre spezifische Kultur ihren nichteuropäischen Artverwandten aufzwingen konnten. «Whiteness» sei die Norm und Rassismus zur Praxis der globalen Bourgeoisie geworden. Manjapra und Drayton versuchen also die Soziogenese bürgerlicher Dienstleister als Funktion der ökonomischen Integration der Welt zu lesen und den Rassismus als Kultur, mit der die europäischen Gruppen ihre globale Hegemonie zugleich allen anderen aufzudrücken und sie auf Distanz zu sich selber zu halten versuchten.

Der Band präsentiert damit eine selbstkritische Auseinandersetzung aus dem nordatlantischen Flügel eines heutigen globalen Bildungsbürgertums mit VorläuferInnen aus dem imperialen Zeitalter. Dass Stimmen ausserhalb dieser Bubble rar sind, ist zwar bedauerlich. Hand-

kehrum macht der Band damit auch die Grenzen dessen sichtbar, was unter den kolonialgeschichtlich gewachsenen Bedingungen des akademischen Hochleistungsbetriebs gegenwärtig epistemisch, universitäts- und verlagspolitisch realisierbar scheint. Innerhalb dieser Grenzen gibt es empirisch freilich noch viel zu erforschen, gerade in der Schweiz. Sie gilt weitherum als Paradebeispiel einer gelungenen bürgerlichen Revolution und Gesellschaft. Mit den Ansätzen der «Global Bourgeoisie» lässt sich fragen, welche Funktionen die bürgerlichen Gruppen der Schweiz in einer sich integrierenden Weltwirtschaft einnahmen und welche Rolle damit auch der Rassismus für ihre Geschichte spielte. Beide Fragen stellen sich unabhängig davon, ob die davon betroffenen Gruppen Sklavenplantagen auf Kuba beaufsichtigten oder den Eisenbahnbau in der Schweiz vorantrieben.
Von daher ist das Buch, wie eingangs erwähnt, «radical», «a great promise», «a must-read». Es ist aber auch ein Anlass darüber nachzudenken, wie sich die aus den imperialen Metropolen der Vergangenheit hervorgegangenen akademischen Metropolen der Gegenwart künftig nicht nur diskursiv stärker zur Welt hin öffnen müssten, sondern auch personell und epistemisch.

Bernhard C. Schär (Bern)

Simona Isler
Politiken der Arbeit
Perspektiven der Frauenbewegung um 1900
Basel, Schwabe, 2019, 270 S., Fr. 48.–

Céline Angehrn
Arbeit am Beruf
Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert
Basel, Schwabe, 2019, 337 S., Fr. 56.–

Was wir in Europa heute unter Arbeit verstehen, ist historisch ein junges Phänomen. Sie ist mit der Entwicklung des Sozialstaats und neuen arbeitsrechtlichen Regelungen eng verbunden. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde kontinuierliche, ausserhäusliche, gelernte und formalisierte Berufserwerbsarbeit zur Referenz für alle anderen Lebensunterhalte. Damit gingen Versprechen einher – ein ausreichendes, stabiles Einkommen, soziale Absicherung, Status oder Fortkommen –, von denen insbesondere Frauen aber ganz oder teilweise ausgeschlossen blieben. Eines der Anliegen der europäischen Frauenbewegungen war es daher, Frauen Anerkennung und Gratifikationen für ihre entlohnten und unbezahlten Tätigkeiten zu erkämpfen.
Dies ist Gegenstand zweier Dissertationen geworden, die 2019 als Monografien erschienen sind. Die beiden Autorinnen, Simona Isler und Céline Angehrn, geben Einblick in die Vielfältigkeit der Debatten und «Politiken der Arbeit» von Feministinnen um 1900 beziehungsweise in deren «Arbeit am Beruf» im Kontext der Berufsberatung im 20. Jahrhundert. Damit tragen sie zur Geschichtsschreibung über die Arbeit ebenso wie zur Erforschung feministischer Interventionen und Praxen bei. Der intensive Austausch der beiden Autorinnen im Forschungsprozess ist den Büchern anzumerken, sodass es naheliegt, sie gemeinsam zu besprechen.

Politiken der Arbeit um 1900

Isler fragt nach «vergangenen feministischen Perspektiven auf Arbeit» (15) und taucht ein in die Konstituierungs- und Etablierungsphase der Dachverbände schweizerischer Frauenorganisationen bis in die Anfangszeit des Ersten Weltkriegs 1915. Die Aktivistinnen des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins (SGF, gegründet 1888), des Bunds Schweizerischer Frauenvereine (BSF, gegründet 1900) und des Schweizerischen Arbeiterinnenverbands (SAV, gegründet 1890) sahen sich einer Welt im Wandel gegenüber: Arbeit hatte sich im Zuge der industriellen Entwicklung stark verändert. Allerdings gingen ihre Visionen guter Arbeit aller Kooperation zum Trotz auseinander.

Die Vielfältigkeit feministischer Politiken um die Wende zum 20. Jahrhundert möchte die Autorin verstehen, ohne sie aus Sicht heutiger Feminismen zu bewerten. Sie stellt die Verbände und deren Aktivistinnen ins Zentrum ihrer Forschungen (26) und spürt ihren Argumenten und Zeitdiagnosen auf der Basis überlieferter Akten und Protokolle, (Jahres-)Berichte und Publikationen nach. Dabei kommt sie auf Differenzen und Debatten innerhalb der Organisationen und auf Überschneidungen zwischen ihnen zu sprechen.

Aus der Perspektive der Verbände fragt Isler, was Arbeit ist: In welchen Bedeutungszusammenhängen verorteten sie Arbeit und mit welchen Begriffen beschrieben sie sie? Haus- und Erwerbsarbeit im heutigen Sinne konnte die Autorin in ihren Quellen nicht finden, da Arbeit «in ihrem Kern [...] etwas anderes war, als sie es heute ist» (19). Beschäftigt sie sich im ersten Teil ihres Buches mit dem Selbstverständnis der Organisationen, widmet sie sich anschliessend der Bildung als zentrales Anliegen der eher bürgerlich geprägten Frauenverbände BSF und SGF. Der dritte Teil behandelt die prekären Arbeits- und Lebensbedingungen von Arbeiterinnen, die sich aus der Perspektive des SAV als Frauen der Arbeiter*innenklasse spezifischen Problemlagen gegenübersahen. Im letzten Teil diskutiert Isler, wie der häusliche Dienst Bezugspunkt für die Politiken aller drei Organisationen wurde. Der BSF stand dem diagnostizierten Wandel optimistisch gegenüber, denn Frauen hatten sich ihren Platz im ausserhäuslichen Erwerbsleben erkämpft. Die Aktivistinnen stilisierten Arbeiterinnen zum «Prototyp der modernen, erwerbstätigen Weiblichkeit» (64). Allerdings gelang deren Einbindung in den Bund nur bedingt: Während sich der SAV nicht zum Beitritt bewegen liess, war der Beitritt kleinerer Organisationen nicht auf Dauer gestellt.

Der BSF setzte sich für die rechtliche Gleichstellung von Frauen mit Männern und für gleiche Teilhabe an politischen und arbeitsbezogenen Rechten ein. Daher begegneten die Aktivistinnen Forderungen des SAV nach besonderen Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen mit Skepsis. Sie befürchteten, dass diese Benachteiligungen von Frauen begünstigen würden – etwa indem sich Arbeitgeber*innen weigerten, Frauen überhaupt einzustellen. Stattdessen stritten sie für Koedukation und eine gleichmässige Teilhabe von Frauen an (Aus-)Bildung und qualifizierten Berufen. Dafür schien es «notwendig, alles Häusliche und Hauswirtschaftliche aus der Bildung, der Arbeit und dem Beruf der Frauen zu verdrängen» (102), damit die Frauen ihre individuellen Talente und Fähigkeiten entwickeln konnten – unabhängig davon, ob diese bisher männlich oder weiblich dominierten Tätigkeitsfeldern zuzurechnen waren. Eine Ausnahme war der häusliche Dienst, den die Aktivistinnen schon deswegen verberuflichen und sozialpartnerschaftlich organisieren wollten, weil sie selbst bezahlter Unterstützung bedurften.

Dem Anliegen des SGF, der hauswirtschaftliche Tätigkeiten fördern wollte, stand die Grenzziehung des BSF zwischen Haushalt und Beruf entgegen. Mit Hauswirtschaft sprach der SGF aber weit mehr als lediglich Haushaltstätigkeiten an. Gemeint waren die angeblich weiblichen Fähigkeiten und Tugenden wie Liebe, Opfersinn, Geduld und Ausdauer, die aus der Perspektive des Verbands auch in Beruf und Politik benötigt wurden. Einerseits riefen Armut oder Alkoholismus als Folge der industriellen Entwicklung und der Fabrikarbeit von Frauen nach «Liebestätigkeit» und Belehrung; Hauswirtschaftskurse oder Arbeits- und Stellenvermittlung richteten sich gerade an arme und jüngere Frauen. Dabei blieb die Hierarchie zwischen Gebenden und Empfängerinnen der «helfenden Gemeinnützigkeit» stets gewahrt. In ähnlicher Weise stellte sich der SGF das häusliche Dienstverhältnis vor: als Gemeinschaft, in der sich Dienstbotinnen den Dienstgeber*innen unterordneten, von diesen aber Bildung, Erziehung, gute Behandlung und gewisse Freiheiten erhalten sollten. Andererseits sahen die Verbandsaktiven Erziehung und Bildung als Voraussetzung dafür an, dass junge Frauen auch der mittleren und höheren Schichten Tugenden entwickeln konnten. Mittels eigener Schulen und Kurse setzte sich der SGF für die Rationalisierung und Professionalisierung der hauswirtschaftlichen Bildung ein und stritt für deren Institutionalisierung. Demgegenüber skandalisierten die Aktivistinnen des SAV die Ausbeutung von Arbeiterinnen durch die besitzende Klasse; sie problematisierten ihre niedrigen Löhne und überlangen Arbeitszeiten. Zudem wurden Arbeiterinnen für Haushalt und Kindererziehung verantwortlich gemacht, für die ihnen aber ebenso wie für die politische Tätigkeit kaum Zeit blieb. Letzteres galt auch für Dienstbotinnen, die im fremden Haushalt persönlicher Freiheit entbehrten und der Willkür der Dienstgeber*innen ausgeliefert waren. Zwar verstand sich der Verband als Teil der Arbeiter*innenbewegung und unterstrich die Notwendigkeit, sich breit zu organisieren. Aber ihre Positionierung in Haushalt und Lohnarbeit brachte für Arbeiterinnen frauenspezifische Problemlagen mit sich, die aus der Perspektive des SAV nach Ausgleich verlangten. In den männlich dominierten Berufsorganisationen und Gewerkschaften fanden sie weder ausreichend Platz noch Gehör. Sowohl ihren Genossen als auch anderen Frauenverbänden gegenüber bestanden sie auf ihrer Unabhängigkeit.

Isler untersucht die zeitgenössischen Semantiken und Deutungen von Arbeit konsequent auf der Grundlage ihrer Quellen, ohne sich von Narrativen feministischen Fortschritts leiten zu lassen. So kann sie demonstrieren, wie vielfältig und kontrovers sowohl die Konzeptionen von Arbeit aufseiten der Feministinnen um die Wende zum 20. Jahrhundert waren als auch ihre Ansatzpunkte, sich in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen darum einzumischen. Im Anschluss an die Lektüre stellt sich die Frage nach der Praxis der Organisationsarbeit: Wie lebten die Akteurinnen Aktivismus? Wie verwirklichten sie ihre Vorstellungen von Arbeit bereits in der Verbandsarbeit, etwa in den Kursen oder in der Stellenvermittlung des SGF? Diese Fragen dürften auf der Basis der verfügbaren Quellen schwer zu beantworten sein und zeigen, wie sehr das Buch zum Weiterdenken anregt.

Arbeit am Beruf im 20. Jahrhundert

Die Interventionen der Frauenorganisationen in Arbeit macht Céline Angehrn zum Ausgangspunkt ihrer Forschung, die sich mit dem feministischen Engagement in der deutschschweizerischen Berufsberatung befasst. Sie fragt danach, wie die Berufsberatung zu einem Projekt von Fe-

ministinnen wurde und wie sie dazu beitrugen, den «Beruf» in einem neuen Sinne hervorzubringen. Auf der Basis etwa von Akten und Publikationen der unterschiedlichen Einrichtungen, Organisationen und Akteurinnen führt Angehrn die Leser*innen in drei Schritten durch das 20. Jahrhundert. Dadurch kann sie nicht nur die Veränderungen der feministischen Berufsberatung, sondern auch deren Spezifika in jedem Zeitabschnitt im Detail analysieren. Sie fokussiert auf jene «konfliktuösen Momente», in denen «feministische Ansprüche explizit gemacht» (23) und so einer historischen Untersuchung zugänglich wurden.

Im ersten Teil zeigt die Autorin, wie Frauen in den 1920er-Jahren ihren Platz in der «sich formierende[n] Institutionen- und Diskurslandschaft der entstehenden Berufsgesellschaft» (17) erkämpften und diese von ihrer Warte aus mitgestalteten. Darauf aufbauend wirft sie im zweiten Teil am Beispiel von Martha Bieder, die von 1931 bis 1960 als erste und einzige staatliche akademische Berufsberaterin wirkte, einen Blick in die Praxis. Sie zeigt deren vielfältigen Aktivitäten in einer Zeit konservativer Geschlechterpolitik. Der dritte Teil behandelt die institutionalisierte «feministische Berufspolitik» in den 1980er- und 1990er-Jahren, als sich Berufsberatung die Gleichstellung von Frauen und Männern zur Aufgabe machte. In jedem Teil setzt sie einen Kontrast durch eine feministische «Gegenperspektive», in der Kritikerinnen der zuvor präsentierten Positionen und Praxen zu Wort kommen. Denn «nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten, auch zeitgleich gab es Feminismen immer im Plural», wie die Autorin betont (19).

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Frauenorganisationslandschaft verändert; der SGF war nun etwa Mitglied des BSF. In der Berufsberatung waren Frauen bereits seit den 1910er-Jahren aktiv, aber erst mit der Gründung der Zentralstelle für Frauenberufe im Jahr 1923 erreichten bürgerliche Feministinnen die erstmalige Institutionalisierung der Berufsberatung für Frauen auf nationaler Ebene. Die Zentralstelle vernetzte Berufsberatungen und wirkte durch politische Lobbyarbeit auf Verbesserungen der Arbeits- und Ausbildungsverhältnisse von Frauen und Mädchen hin. Ziel war die Anerkennung ihrer vielfältigen Tätigkeiten als Beruf; ferner sollte Frauen eine fundierte wie staatlich geförderte berufliche Ausbildung zugänglich werden. Die beteiligten Organisationen fokussierten insbesondere auf Frauenberufe in sozialer Arbeit, Pflege und Erziehung sowie auf die Professionalisierung des «Hausfrauenberufs». Ihre Anliegen setzten die Mitarbeiterinnen etwa im Rahmen der Berufsbilder um, die schweizweit Verbreitung fanden. Diese Informationsblätter gaben Auskunft über die Charakteristika einzelner Berufe, wobei auch Forderungen der Berufsorganisationen eingearbeitet waren. Indem sie Standards festlegten, wirkten die Berufsbilder selbst an der Produktion von Frauenberufen mit.

Im Berufsbildungsgesetz von 1930 blieb diesen die offizielle Anerkennung aber verwehrt. Zudem wurde mit der Schaffung eines zuständigen Bundesamts im selben Jahr das unabhängige Wirken der Zentralstelle beschnitten. Erfolgreich waren die bürgerlichen Feministinnen mit der Gründung der weiblichen Abteilung der akademischen Berufsberatung in Basel, die Martha Bieder bekleidete. Letztere verfasste zahlreiche Publikationen und avancierte zur bekannten Expertin; sie entwarf und leitete einen Ausbildungsgang für Anstaltsgehilfinnen. In ihrer Beratungstätigkeit klärte sie Berufswünsche und Eignungen ab. Sie holte Informationen ein, vermittelte die Ratsuchenden an andere Stellen und Personen sowie in Ausbildungen zu «gehobenen Frauenbe-

rufen», die weit mehr als akademische Berufe umfassten. Bieder legte ihre Beratungstätigkeit breit an, aber die «Frauenberufe» in sozialer Arbeit, Pflege und Erziehung lagen ihr besonders am Herzen: Gebildete junge Frauen sollten eine ihrem Geschlecht und ihrer gesellschaftlichen Stellung angemessene, gehobene Berufslaufbahn ergreifen.

In den 1980er-Jahren veränderte sich die personelle Zusammensetzung der Berufsberatung, die im Nachgang der neuen Frauenbewegung für Ziele der Gleichstellungspolitik in den Dienst genommen wurde. Im Ziel der Arbeitsmarktintegration von Frauen verbanden sich feministische Anliegen aber mit neoliberaler, aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Zwar arbeitete die Berufsberatung auf den Abbau von Geschlechterungleichheit und Diskriminierung in der Erwerbsarbeit hin, Veränderungsbedarf sahen die Berater*innen aber genauso bei den Frauen und Mädchen selbst. Diese wollten sie dazu ermutigen, ihr diagnostiziertes «traditionelles» und familienorientiertes Berufswahlverhalten abzulegen und sich männlich dominierte und höher bewertete Berufe zuzutrauen. Die Beratung sollte Selbstreflexionsprozesse anstossen und Frauen helfen, bewusst beruflich zu planen und Ehrgeiz zu entwickeln. An die Stelle verkürzter Ausbildungen, einer «frauentypischen» Berufswahl und des Rückzugs ins Private nach der Geburt von Kindern sollten Karrieren treten, die denen von Männern in nichts nachstehen. Den Beruf konzipierte die Berufsberatung nun als Gegensatz zur Haushalts- und Familienarbeit, welche sie partnerschaftlich aufgeteilt sehen wollte.

In ihrer Arbeit schärft Angehrn den Blick dafür, dass die Geschichte des Feminismus und jene der Arbeit von Auseinandersetzungen geprägt waren, in deren Rahmen sich neue Politiken und Praktiken durchsetzten. An diesen waren Aktivistinnen und Berufsberaterinnen beteiligt: Wie die Autorin zeigt, reagierten sie nicht lediglich auf die jeweiligen soziopolitischen und ökonomischen Konstellationen. Sie gestalteten sie aktiv mit, indem sie stritten, politisch intervenierten, Ratsuchende berieten oder Berufe beschrieben und klassifizierten. Die Autorin arbeitet dabei die Vielstimmigkeit und Komplexität heraus, die feministische Debatten und Politiken bis heute prägen.

Der Schwerpunkt ihrer Untersuchung liegt auf der Berufsberatung für Frauen aus mittleren und oberen sozialen Schichten – schon weil gelernte und formalisierte Ausbildungen und Berufslaufbahnen diesen weit eher zugänglich waren und sie im Fokus der bürgerlichen Aktivistinnen standen. Vor diesem Hintergrund diskutiert sie Zugänge zur Beratung der «Lehrtöchter» und divergierende Einschätzungen bürgerlicher Feministinnen, inwiefern im Falle der Fabrikarbeit von einem «Beruf» die Rede sein sollte. Wie und inwieweit die «berufliche Ertüchtigung» von Frauen unterer Schichten in der allgemeinen weiblichen Berufsberatung um die Jahrhundertmitte umgesetzt wurde, könnte eine Frage nachfolgender Forschungen sein, die in dieser Studie aber zu weit geführt hätte.

Simona Isler und Céline Angehrn verweisen darauf, dass die Kämpfe um Arbeit bis heute nicht zu einem Abschluss gelangt sind, und stellen Bezüge zu heutigen feministischen Diskussionen her. In ihren sorgfältigen Quellenanalysen zeigen sie, wie Feministinnen daran mitwirkten, Arbeit und Beruf im Rahmen von Debatten, politischen Interventionen und ihrem praktischen Engagement in der Berufsberatung in einem neuen Sinne hervorzubringen. Damit erinnern sie daran, dass die Veränderungen von Arbeit und Beruf nicht lediglich Staatsorganen, wegweisenden Errungenschaften der (männlich dominierten) Arbeiter*innenbewegung

oder ökonomischen und technologischen Entwicklungen zuzuschreiben sind und erweitern so die aktuelle geschichtswissenschaftliche Forschung zur Historisierung von Arbeit. Indem sie feministische Konzeptualisierungen und Praxen der Arbeit selbst zum Untersuchungsgegenstand machen, tragen sie ausserdem zur Geschichtsschreibung der Frauenbewegungen und der Frauen- und Geschlechtergeschichte der Arbeit bei.

Jessica Richter (Wien)

Roman Wild
Auf Schritt und Tritt
Der schweizerische Schuhmarkt 1918–1948

Zürich, NZZ Libro, 2019, 475 S., Fr. 49.–

Dans ses Mémoires, Ben Bernanke, président de la Réserve fédérale des États-Unis de 2006 à 2014, explique son intérêt pour l'économie grâce aux récits de sa grand-mère qui lui narrait ses souvenirs de la Grande Dépression des années 1930. Entre autres, elle lui décrivait la vue de jeunes enfants qui se rendaient à l'école les souliers usés et même nu-pieds, leurs parents n'ayant plus les moyens, faute de travail, de leur offrir autres choses (Mémoires de crise, Paris, 2015, p. 27). Ce spectacle n'était pas propre aux États-Unis. À l'issue d'une grande enquête entreprise dès 1937, l'Atlas de Folklore suisse publie une carte pointant les lieux où les enfants circulent encore nu-pieds, lieux qui ne sont pas rares même s'ils ont tendance à se réduire aux régions alpines (La carte est reproduite à la page 183). Habitués à voir aujourd'hui nos magasins crouler sous le nombre de chaussures et leur variété – le nu-pieds ne se prêtant plus qu'aux usages de la plage –, nous ne pouvons qu'être interpellés par des situations où la rareté caractérisait leur usage. Si les raisons peuvent être liées à des contextes tant géographiques et économiques que culturels et sociaux, nos sociétés restent soumises à une évidence, celle du port de chaussures adéquates. Devenue un objet d'une très grande banalité, la chaussure a une histoire qui s'est construite selon des modalités diverses et complexes. C'est à elle que Roman Wild a consacré une longue recherche. Mais l'historien lucernois prend cet objet non pas sous sa seule évolution technique, sociale, économique et symbolique en repérant les grandes évolutions dans sa forme et dans son prix; ce que l'on pourrait qualifier d'approche classique. Il lui sert de «moteur», si l'on ose dire, pour comprendre le fonctionnement du «lieu» où il se négocie, se vend et s'achète, soit le marché, et plus précisément le marché suisse entre 1918 et 1948. Comment le marché de la chaussure s'est-il constitué, comment fonctionne-t-il, comment évolue-t-il, quels poids ses nombreux acteurs (théoriciens, producteurs, intermédiaires et fournisseurs de services, consommateurs) ont-ils dans son façonnement et son renouvellement, quel rôle jouent les intervenants «extérieurs» (pouvoirs étatiques, milieux politiques et scientifiques, administrations, presse), quelle est la part des théories économiques et politiques dans les représentations que se font ces mêmes acteurs et qui influent sur leurs pratiques? Toutes ces questions alimentent une étude très sérieuse, très fouillée et très riche. Le plan allie une approche thématique qui se conjugue en cinq parties à des séquences chronologiques qui les sous-tendent sans pour autant qu'elles soient d'une absolue rigidité: 1) les perdants du marché, 2) le pouvoir du marché, 3) la responsabilité du marché, 4) la régulation du marché et 5) l'expérience du marché.

Loin de se conformer à l'approche intransigeante et fétichiste de l'orthodoxie néoclassique qui définit le marché comme le

lieu idéal où s'affrontent, dans une complète neutralité, offre et demande pour fixer le «juste» prix, Wild s'appuie notamment sur les intuitions théoriques de Karl Polanyi. Dans son fameux ouvrage, *La Grande Transformation*, Polanyi casse le moule d'un marché uniquement mu par des mécanismes s'inspirant du comportement «naturel» des êtres humains. Il montre que l'addition de nombreux intervenants dont les actions et les motivations s'encastrent les unes dans les autres règle différemment ce jeu, d'une simplicité trop apparente, d'offre et de demande.

La prise en compte de la «malléabilité» du marché implique de s'intéresser à une foule d'acteurs qui tentent de tirer à eux les ficelles de ce même marché: les cordonniers indépendants, les boutiquiers, les petites entreprises, les multinationales, les détaillants, les grossistes, les commerçants, les associations professionnelles, les économistes, les milieux politiques mais aussi les consommateurs·trices aux possibilités financières qui divergent et qui entraînent des regroupements dans la défense de leurs intérêts. Wild montre comment tous ces acteurs participent, chacun à leur façon, à la construction du marché de la chaussure en Suisse. En intégrant intelligemment les apports théoriques et ses propres recherches empiriques à l'aide de sources très variées tirées du monde de la chaussure mais aussi de diverses sources provenant des institutions publiques et du monde scientifique, il parvient à décortiquer, tel un chirurgien, les tenants et aboutissants d'opérations qui, loin d'être banales, voient s'affronter tous ces acteurs selon des formes mouvantes et souvent très conflictuelles. Son scalpel est si affûté qu'il montre aussi les regroupements d'intérêts – cartels, lobbies, groupes de pression, ententes, etc. – qui donnent à certains acteurs des poids prépondérants et déterminent des positions fortes en mesure de réduire des influences «étrangères» pour garder le contrôle du marché.

Les pages consacrées à l'émergence de Bailly à Schönenwerd et à sa croissante domination – source de la disparition de nombreuses PME et d'activités traditionnelles –, à l'implantation en Suisse de la multinationale tchécoslovaque Bata et aux mesures de boycott prises à son égard, à l'émergence des associations professionnelles tant des petits producteurs que des consommateurs·trices et à leurs dénonciations et leurs combats sont, parmi beaucoup d'autres, d'une très grande limpidité pour comprendre comment le marché de la chaussure helvétique s'est façonné face à l'arrivée de nouveaux «entrants» qui remettaient en cause l'existence des acteurs en place et face aux changements organisationnels et technologiques qui en bouleversaient les structures. C'est dire aussi que, dans le même mouvement, des savoirs se constituent et se diffusent dans les entreprises: le New Scientific Management dans l'organisation de la production et, dans le domaine commercial, les études de marché qui, sous l'influence d'experts scientifiques et universitaires, contribuent à l'élaboration d'une véritable science appliquée.

Dire que le marché est une construction revient maintenant à formuler une lapalissade même si les tenants de la «pureté» économique sont encore nombreux à proclamer le contraire, surtout dans certains milieux politiques. Mais prouver historiquement comment cette construction s'est concrètement opérée dans le temps, quels effets elle a produits sur l'émergence de la société de consommation, quelles influences elle a eues sur la collectivité suisse dans son ensemble était une autre affaire. L'ouvrage de Wild répond pleinement à ce qui s'avérait un défi et il est sûr que sa démonstration pourrait être reprise pour d'autres produits. D'un simple postulat théorique, il parvient à dégager, de

façon exemplaire, toute la substance qui aide à comprendre pourquoi à certaines périodes des enfants nu-pieds ne trouvaient pas de chaussures… à leur pied ou si peu, et pourquoi cet objet s'est mué en un bien de première nécessité ou de luxe.

Laurent Tissot (Neuchâtel)